

Einige Gründe für eine Wiederbelebung der Wissenschaftstheorie

Ulrich Frank

Stichwörter: Forschungsmethode, Forschungsevaluation, Theorie und Praxis, empirische Forschung, Universitätsreform

Zusammenfassung

Das Interesse an der Wissenschaftstheorie hat in den letzten Jahren deutlich nachgelassen. Es gibt eine Reihe aktueller Entwicklungen sowohl in der Betriebswirtschaftslehre als auch in der Wirtschaftsinformatik, die wissenschaftstheoretische Betrachtungen nahe legen. Dabei ist u. a. an neue Forschungsthemen, vernachlässigte wissenschaftstheoretische Probleme sowie sich ändernde Randbedingungen der Forschung zu denken. Der folgende Beitrag ist darauf gerichtet, die mit einer Wiederbelebung der Wissenschaftstheorie verbundenen Chancen und Herausforderungen zu verdeutlichen.

Abstract

Different from the international scene, we witness an ever diminishing interest in methodological studies in German speaking countries. In this article it is argued that a number of current developments within business & administration and information systems - such as new research topics, neglected methodological problems, and structural change of research at German universities - make it worthwhile to revive methodological discussions.

1 Einleitung

Seit Schmalenbachs berühmten Ausführungen über die „Privatwirtschaftslehre als Kunstlehre“ hat es viele Veröffentlichungen gegeben, in denen zum Gegenstand und zur Vorgehensweise der Betriebswirtschaftslehre Stellung bezogen wurde. Dabei standen allerdings zunächst wie auch bei Schmalenbach weniger methodologische Betrachtungen im Vordergrund. So empfiehlt etwa Nicklisch in den dreißiger Jahren der Disziplin eine „ethisch-normative“ Ausrichtung. Die akademische Selbstgefälligkeit und der metaphysische Pathos, die Nicklisch zueigen waren,¹ disqualifizieren seine Ausführungen allerdings als ernstzunehmende wissenschaftstheoretische Beiträge. Als in den fünfziger Jahren - in deutlicher Abkehr von Schmalenbachs ursprünglichen Vorstellungen – nachhaltige Bestrebungen einsetzten, die Betriebswirtschaftslehre als Wissenschaft zu etablieren, erschien eine Reihe von Aufsätzen über Forschungsziele und –methoden der Betriebswirtschaftslehre (Löffelholz 1952, Hax 1956, Moxter 1957). Auch ein so genannter „Methodenstreit“ fällt in diese Zeit (Mellerowicz 1952, Gutenberg 1953). In den sechziger Jahren führte der Ausbau der Betriebswirtschaftslehre an den Universitäten zu einem Legitimationsbedarf. Das galt einerseits für die Betriebswirtschaftslehre im Verhältnis zur bereits etablierten Volkswirtschaftslehre, andererseits für neue betriebswirtschaftliche Teildisziplinen – hier ist vor allem an die Organisationslehre und das Marketing zu denken – gegenüber den klassischen Kerngebieten des Fachs. Die Studentenbewegung der späten sechziger Jahre wie auch der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie lieferten vielfältige Gründe, um gegen die herrschenden Verhältnisse in der Disziplin zu opponieren. Vor diesem Hintergrund entwickelte sich bei einer Reihe von Nachwuchswissenschaftlern ein reges Interesse an

¹ vgl. dazu exemplarisch seine Erörterungen zu der „eine(n) Ursache), die all dies Mannigfaltige in der Wirtschaft wirkt“ (Nicklisch 1932, S. 8 ff.)

methodologischen Reflexionen und einer daran anknüpfenden Neuausrichtung der Betriebswirtschaftslehre. In der Folgezeit führte diese Ausgangslage zu einer (kurzen) Blüte wissenschaftstheoretischer Betrachtungen in der Betriebswirtschaftslehre. Sie äußert sich nicht allein durch eine Reihe einschlägiger Sammelwerke und eine Vielzahl von Aufsätzen in Fachzeitschriften, sondern vor allem durch ein außerordentlich hohes Engagement der Autoren und emphatisch geführte Diskurse. Ein weiterer Beleg für die Bedeutung der Wissenschaftstheorie kann in der Gründung der Kommission Wissenschaftstheorie (ursprünglich: "Wissenschaftstheoretischer Arbeitskreis") im Verband der Hochschullehrer für Betriebswirtschaftslehre im Jahr 1973 gesehen werden.

Es dauerte jedoch nur einige Jahre bis das Interesse an der Wissenschaftstheorie wieder merklich nachließ. In der Wirtschaftsinformatik, in der ähnlich wie in der Informatik methodologische Überlegungen zunächst keine Rolle spielten, ist in den neunziger Jahren ein beachtliches Interesse an wissenschaftstheoretischen Fragestellungen zu verzeichnen (Schütte et al. 1998, Becker et al. 1999). Es bleibt allerdings von kurzer Dauer. Über die Gründe für die abflauende Konjunktur der Wissenschaftstheorie kann hier nur spekuliert werden. Zum einen scheint es, dass sich die Anhänger der verschiedenen wissenschaftstheoretischen Schulen, hier ist vor allem an den Kritischen Rationalismus und den Erlanger Konstruktivismus zu denken, in teilweise apologetisch geführten Grabenkämpfen erschöpften – ohne sich angenähert zu haben oder gar eine gemeinsame Neuorientierung entwickelt zu haben. Auch mag bei manchen die Ahnung, dass die fortwährende Wiederholung der eigenen wissenschaftstheoretischen Überzeugungen irgendwann keinen Erkenntnisgewinn mehr zeitigt, eine ernüchternde Wirkung gezeigt haben. Die zunehmende Liberalisierung der Verhältnisse an den Universitäten – wie auch die Konzentration auf die eigene akademische Laufbahn – mögen ein übriges getan haben, um das Interesse an wissenschaftstheoretischen Auseinandersetzungen zu dämpfen. Die hohe Zeit wissenschaftstheoretischer Betrachtungen in der Betriebswirtschaftslehre scheint also vorbei. Dies mag man gelassen zur Kenntnis nehmen als Ausdruck dafür, dass alle wesentlichen Argumente ausgetauscht sind – auch wenn noch einige Probleme bleiben mögen, mit denen man sich ja im kleinen Kreis der Unentwegten weiter beschäftigen kann. Es gibt allerdings in den letzten Jahren eine Reihe von Entwicklungen, die dafür sprechen, sich der Wissenschaftstheorie aus zum Teil geänderten Perspektiven wieder anzunähern. Der folgende Beitrag ist darauf gerichtet, die damit verbundenen Chancen und Herausforderungen zu verdeutlichen – nicht um die Notwendigkeit wissenschaftstheoretischer Untersuchungen zu belegen, sondern um Interesse an einschlägigen Themen zu wecken und einige Perspektiven für die Organisation von Forschung und Lehre aufzuzeigen.

2 Neuere Entwicklungen in den Objektwissenschaften

Wissenschaftstheoretische Betrachtungen in der Betriebswirtschaftslehre sind häufig dadurch gekennzeichnet, dass sie von den konkreten Ausprägungen der Forschung und den daraus resultierenden Anforderungen an ihre Organisation abstrahieren. Stattdessen stehen – ohne Zweifel wichtige – Fragen nach der Sprache und der Struktur wissenschaftlicher Theorien, nach Wahrheitsbegriffen und Begründungsstrategien im Vordergrund. Derartige Erörterungen stoßen aus objektwissenschaftlicher Sicht auf beschränktes Interesse. In letzter Zeit sind allerdings innerhalb der Objektwissenschaften – womit hier die Betriebswirtschaftslehre und die Wirtschaftsinformatik gemeint sind - einige Aufgabenbereiche entstanden, die einen deutlichen Bezug zur Wissenschaftstheorie aufweisen. Sie betreffen neue Forschungsthemen, die Arbeitsteilung (und Koordination) in der Forschung und die zunehmende Globalisierung des wissenschaftlichen Wettbewerbs. Im folgenden Abschnitt werden zunächst exemplarisch einige neue, wissenschaftstheoretisch reizvolle Themen betrachtet, die vor allem in der

Organisations- und Managementforschung sowie in der Wirtschaftsinformatik behandelt werden.

2.1 Neue Forschungsthemen

Die wissenschaftstheoretisch wohl interessantesten und gleichzeitig auch in den Objektwissenschaften besonders bedeutsamen neuen Forschungsthemen beziehen sich allgemein auf den Einsatz und die Nutzung neuer Medien und der Informationstechnologie. In diesem Spektrum haben das Wissensmanagement und – mit gewissen Abstrichen – das Innovationsmanagement die wohl größte Aufmerksamkeit erlangt. Vereinfacht dargestellt zielt das Wissensmanagement auf Konzepte und Verfahren, die die Erfassung, Aufbereitung, Verwaltung, Pflege und Vermittlung entscheidungsrelevanten Wissens in Organisationen unterstützen (Frank/Schauer 2001). Demgegenüber ist das Innovationsmanagement vor allem darauf gerichtet, organisatorische Randbedingungen für die Schaffung und Umsetzung (technischer) Innovationen zu verbessern. Der Bezug zur Wissenschaftstheorie ist jeweils offensichtlich. Im Wissensmanagement geht es u.a. darum, Wissen in angemessener Form sprachlich zu (re-) konstruieren. Dabei sind je nach Verwendungszweck unterschiedliche Abstraktionsebenen zu unterscheiden. Auch die zur Qualitätssicherung erforderliche Bewertung von alternativen Wissensangeboten ist ein originäres Thema der Wissenschaftstheorie.

Das Innovationsmanagement zeigt deutliche Parallelen zu erkenntnistheoretischen Fragestellungen – etwa der nach dem Einfluss von Forschungsmethoden auf die Qualität der Ergebnisse. Das Studium der einschlägigen Literatur macht deutlich, dass die Wissenschaftstheorie einen wertvollen Beitrag zur theoretischen Durchdringung dieser objektwissenschaftlichen Themen leisten kann. So mangelt es vielen Beiträgen zum Wissensmanagement an einem fundierten Begriff von Wissen. Im Hinblick auf die sprachliche Darstellung von Wissen sind wissenschaftstheoretische Untersuchungen von Möglichkeiten und Grenzen der Formalisierung von ebensolcher Bedeutung wie sprachphilosophische Abhandlungen über (Abstraktions-) Beziehungen zwischen Begriffen. Auch wenn man bezweifeln mag, dass der Verweis auf Forschungsmethoden von unmittelbarem Nutzen für betriebliches Innovationsmanagement ist, bietet die einschlägige Diskussion eine beachtliche Sammlung möglicher Einflussfaktoren. Umgekehrt stellen die teilweise in pragmatischer Absicht durchgeführten Untersuchungen im Rahmen der Innovationsforschung eine reizvolle Ergänzung zu erkenntnistheoretischen Betrachtungen dar.

In letzter Zeit hat ein Forschungsthema in Informatik und Wirtschaftsinformatik eine erhebliche Aufmerksamkeit erfahren, das auch für die Betriebswirtschaftslehre eine attraktive Perspektive verspricht – und teilweise auch dort schon aufgegriffen wurde (Zelewski et al. 2001): *Ontologien* sind Verzeichnisse von Begriffen einer Domäne, z. B. der Industriebetriebslehre. Die Begriffe sollten dabei möglichst präzise, nach Ansicht mancher Autoren formal definiert sein. Auf diese Weise dienen Ontologien nicht nur als ein begriffliches Referenzsystem im Sinne einer umfassenden Terminologie für ein Fachgebiet, sie stellen gleichzeitig eine Grundlage für die Entwicklung von Anwendungssystemen dar. Die mit der Begriffsbildung einhergehende Abstraktion führt zu einer Reihe von Fragen, die einen deutlichen Bezug zur analytischen Wissenschaftstheorie haben – etwa die nach der Bedeutung von Beziehungen zwischen Begriffen (z.B. Generalisierung, Spezialisierung, Aggregation, Subsumption, Subordination) oder nach Formen der Klassenbildung (extensional vs. intensional). Vor allem in Einsatzbereichen, in denen es einen ausgeprägten Bedarf an unternehmensübergreifender, weitgehend automatisierter Steuerung von Prozessen gibt, stellen Ontologien eine wirkungsvolle Unterstützung in Aussicht. Der Entwurf von Ontologien zeigt deutliche Parallelen zu der vom Erlanger Konstruktivismus vorgeschlagenen

Konzeption einer „Orthosprache“ (Lorenzen/Schwemmer 1975). Das aus wissenschaftstheoretischer Sicht problematische Postulieren einer Orthosprache als Idealsprache wurde später von Ortner durch den Begriff „Normsprache“ (Ortner 1998) relativiert. Die Chancen für eine gegenseitige Befruchtung bei der Untersuchung dieser neuen Forschungsfelder wurden durch die Themen der letzten Tagungen der wissenschaftlichen Kommission Wissenschaftstheorie (Gerum 1998, Schreyögg 2001) zwar nachhaltig betont, dennoch ist die Berücksichtigung wissenschaftstheoretischer Aspekte dieser Themen in den Objektwissenschaften die Ausnahme.

2.2 Neue Anforderungen an die Organisation der Forschung

Der zweite Grund für eine Wiederbelebung der Wissenschaftstheorie ist zum Teil eine Folge neuer Forschungsthemen. Er betrifft die Organisation der Forschung. Sie hängt zum einen mit der in den letzten Jahren zunehmenden Arbeitsteilung in der Betriebswirtschaftslehre zusammen, die sich in einer Reihe neuer Teildisziplinen artikuliert. Hier ist zunächst vor allem an die Wirtschaftsinformatik zu denken, die sich einerseits nicht zuletzt durch ihre Nähe zur Informatik von der Betriebswirtschaftslehre entfernt hat, andererseits aber nicht selten auf gleiche oder ähnliche Themen gerichtet ist. Neuere Ausdifferenzierungen führten zu Teildisziplinen wie dem Medienmanagement oder dem Innovationsmanagement. Die Einrichtung korrespondierender Professuren ist dabei i. d. R. ein Reflex auf Anforderungen des Arbeitsmarktes oder wirtschaftlicher Entwicklungen und deren bildungspolitischer Bewertung. Es ist zu vermuten, dass eine so entstehende Arbeitsteilung nicht immer zu einer wirkungsvollen Allokation von Forschungsressourcen führt. Wissenschaftstheoretische Betrachtungen sind hier hilfreich. Denn allein die Thematisierung zentraler Fragen wie die nach Untersuchungsgegenstand und Erkenntnisziel einer Disziplin trägt dazu bei, eine sinnvolle Arbeitsteilung zu fördern.

Der zweite Aspekt der Organisation der Forschung betrifft den Umstand, dass – ähnlich wie bei Entwicklungsprojekten in Unternehmen – ein Bedarf an Forschungsprojekten mit interdisziplinärer Ausrichtung erkannt wurde. Die Umsetzung entsprechender Vorhaben ist jedoch mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden, da unterschiedliche Erkenntnisziele, Interessen, Wissenschaftskulturen und vor allem: Sprachen die Zusammenarbeit häufig behindern. Auch hier stellt die wissenschaftstheoretische Untersuchung der Besonderheiten der beteiligten Disziplinen eine Chance dar, da sie potentielle Quellen von Missverständnissen und Konflikten transparent macht und damit bei den beteiligten Forschern ein bewussteres und sensibleres Handeln fördert.

Die Internationalisierung der Forschung stellt eine weitere Chance für die Wissenschaftstheorie dar, ihre Themen in die Objektwissenschaften hineinzutragen. Bis vor wenigen Jahren war es in der Betriebswirtschaftslehre unüblich, außerhalb des deutschsprachigen Raums zu publizieren. Das hat sich geändert, wenn auch bisher nur in bescheidenem Umfang. Es ist davon auszugehen, dass der Druck sich dem internationalen Wettbewerb zu stellen, weiter zunehmen wird. Diese Entwicklung hat erhebliche wissenschaftstheoretische Implikationen. Das gilt einerseits für den Umstand, dass die Auswahl von Themen und Forschungsmethoden international in hohem Maße durch nordamerikanische Fachvertreter bestimmt wird. Da dabei – je nach Teildisziplin der Betriebswirtschaftslehre (besonders ausgeprägt in der Wirtschaftsinformatik) – erhebliche Unterschiede zu den im deutschsprachigen Raum üblichen Ansätzen zu verzeichnen sind, stellt sich dem einzelnen Wissenschaftler die Frage, wie er in einer solchen Situation seine Forschungsstrategie ausrichten soll. Er kann international dominierende Ansätze als willkommene Anregung ansehen und sie mit Freude aufgreifen. Es mag aber auch sein, dass sie von seinen eigentlichen Forschungsinteressen abweichen. Im letzten Fall bliebe die Frage,

ob man dennoch opportunistisch handeln sollte, um sich internationale Publikationsgelegenheiten zu schaffen – und damit Karrierewege zu ebnen. Eine wissenschaftstheoretische Erörterung konkurrierender Forschungsprogramme bietet hier – jenseits angreifbarer subjektiver Prädispositionen – die Chance, einen nachvollziehbaren Vergleich jeweiliger Stärken und Schwächen zu fördern.

Aus der Sicht der Wissenschaftstheorie mag es vordergründig nahe liegen, eine stärkere Adaption nordamerikanischer Forschungsansätze zu begrüßen, gehören doch dort Forschungsmethoden üblicherweise zu gängigen Curricula einschlägiger Promotionsstudiengänge. Entsprechende Lehrunterlagen wie auch manche Dissertation wecken allerdings den Eindruck, dass das Einüben bestimmter Vorgehensweisen zum Zweck der Legitimation von Forschungsergebnissen im Vordergrund steht. Einer kritisch (und hoffentlich: lustvoll) betriebenen Wissenschaftstheorie droht hier eine subtile Gefahr: Durch die Rezeption der jeweils vorherrschenden „research method“ ist scheinbar einer wissenschaftstheoretischen Fundierung Genüge getan und es scheint kein Bedarf mehr an darüber hinaus gehenden Untersuchungen zu bestehen. Ein weiterer Aspekt der Internationalisierung betrifft die Wissenschaftskultur. Die Organisation des Wissenschaftsbetriebs in den USA ist sehr viel stärker auf einen Wettbewerb ausgerichtet, der sich an leicht überprüfbaren Leistungsindikatoren misst. Das äußert sich z.B. darin, dass gewisse Rituale oder Indikatoren (z.B. „best paper award“, „citation index“) eigens zu diesem Zweck geschaffen wurden.

Es gehört zu den vornehmsten Aufgaben der Wissenschaftstheorie, für die Idee der Wissenschaft zu werben und Regeln für den Wettbewerb zwischen alternativen Erkenntnisangeboten vorzuschlagen. Insofern könnte sie eine wichtige Funktion als Regulativ für den zu erwartenden wissenschaftskulturellen Wandel einnehmen – gewiss nicht allein im Sinn einer Abwehr unerfreulicher Handlungsmuster aus anderen Ländern, sondern auch im Hinblick auf die Überwindung von unangemessenen Aspekten der eigenen Tradition. Es bleibt darauf hinzuweisen, dass trotz der Dominanz behavioristisch ausgerichteter empirischer Forschungsmethoden in den USA seit Jahren eine lebhafte Diskussion wissenschaftstheoretischer Fragen zu verzeichnen ist. Das gilt vor allem für den Bereich Information Systems, der in Teilen mit der Wirtschaftsinformatik vergleichbar ist. In den neunziger Jahren erschienen zahlreiche Veröffentlichungen, in denen die Forschungsmethoden der Disziplin thematisiert wurden – mit zum Teil heftiger Kritik am status quo (Nissen et al. 1991, Galliers 1992). Diese methodologische Unsicherheit hält bis heute an. So erschienen unlängst in einem Sonderheft einer Fachzeitschrift zum Thema „Rigour vs. Relevance“ mehr als zwanzig einschlägige Beiträge (Communications of the Association for Information Systems (CAIS), Vol. 4, 2001). Ein aktueller Überblick über die kontroversen Positionen findet sich in Kock et al. (2002). Diese Resonanz stellt eine Chance auch für die Wissenschaftstheorie im deutschsprachigen Raum dar, sich in die internationale Diskussion einzubringen und damit auch die weitere internationale Entwicklung der Fachdisziplinen mit zu gestalten.

3 Vernachlässigte Probleme

Es gibt eine Reihe ungelöster Probleme der Wissenschaftstheorie. Sie betreffen u. a. die Frage nach der Begründung wissenschaftlicher Aussagen und der zur Darstellung derselben geeigneten Sprache. Da diese Probleme intensiv untersucht wurden, verwundert es wenig, wenn der Drang, sie weiter zu thematisieren, nachgelassen hat. Daneben gibt es vernachlässigte wissenschaftstheoretische Probleme, die auf spezifische Merkmale der Forschung in der Betriebswirtschaftslehre - und später in der Wirtschaftsinformatik – zurückzuführen sind. Ein Grund dafür ist wohl in dem Umstand zu sehen, dass die

Protagonisten der für die Betriebswirtschaftslehre einflussreichsten wissenschaftstheoretischen Strömungen allesamt wenig Interesse an den konkreten Randbedingungen betriebswirtschaftlicher Forschung erkennen lassen. Die Vertreter des kritischen Rationalismus, von einer idealisierten Vorstellung von naturwissenschaftlicher Forschung beseelt, propagieren beharrlich die Omnipotenz naturwissenschaftlicher Methoden auch für die Sozialwissenschaften. Während die Apologeten anderer wissenschaftstheoretischer Schulen, allen voran die Vertreter der Kritischen Theorie, diese Sichtweise zwar heftig als „positivistisch halbierten Rationalismus“ (Habermas 1964) kritisieren, wecken auch ihre Schriften nicht den Eindruck, sie hätten sich mit der Tagesarbeit wirtschaftswissenschaftlicher Forschung näher auseinandergesetzt.

Nun geht es in der Wissenschaftstheorie anders als in der Wissenschaftssoziologie weniger darum, die tatsächliche Praxis wissenschaftlicher Forschung zu beschreiben als vielmehr darum, Orientierungen für sinnvolle wissenschaftliche Praxis aufzuzeigen. Allerdings sollten solche Orientierungen den jeweiligen Voraussetzungen und Randbedingungen der Forschung in den Objektwissenschaften Rechnung tragen, da sie sonst Gefahr laufen - hier darf man Hans Albert beim Wort nehmen („Sollen impliziert Können“) – nicht umsetzbar zu sein. Die vernachlässigten Probleme resultieren aus dem in der Betriebswirtschaftslehre wie auch in der Wirtschaftsinformatik üblichen Bekenntnis zu *praxisorientierter Forschung* und den Schwierigkeiten, den für die Idee der Wissenschaft essentiellen Begriff des Erkenntnisfortschritts fassbar zu machen.

3.1 Grenzen empirischer Forschung

Auch wenn es keine einheitliche Vorstellung darüber gibt, wie die Praxisorientierung von Betriebswirtschaftslehre und Wirtschaftsinformatik umzusetzen ist, scheint es durchaus einen Konsens über die damit verbundene Zielsetzung zu geben: Die Ergebnisse der Forschung sollten einen Beitrag zur Verbesserung der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit von Unternehmen liefern. Dabei stellt sich die Frage, wie entsprechende Erkenntnisangebote zu bewerten sind. Aus der Sicht rationalistischer Wissenschaftstheorie ist die Frage schnell beantwortet: Die entsprechenden Hypothesen sind durch Konfrontation mit der Wirklichkeit zu überprüfen. Sobald sie auf diesem Wege eine gewisse empirische Evidenz erfahren haben, gelten sie bis auf weiteres als bestätigt. Ihre Anwendung auf singuläre Problemfälle ist dann Sache einer wissenschaftlich unspektakulären „tautologischen Transformation“. Gegen diese idealisierte Vorgehensweise gibt es eine Reihe von Einwänden. Der erste betrifft die Praxis der Forschung: Praxisorientierte Forschung in der Betriebswirtschaftslehre wie in der Wirtschaftsinformatik ist zumeist nicht mit einer empirischen Evaluation der jeweils aufgezeigten Handlungskonsequenzen verbunden. Ein weiterer Einwand ergibt sich aus der Betrachtung tatsächlich durchgeführter empirischer Untersuchungen, deren erkenntnisfördernde Wirkung seit langem bezweifelt wird, weil sie sich zumeist auf eine stark vereinfachte Abbildung der Wirklichkeit konzentrieren (vgl. Frank 1997). Hinter diesen Einwänden verbirgt sich der Verdacht, dass das vom Kritischen Rationalismus vorgeschlagene Vorgehen nicht umsetzbar ist: Die empirische Überprüfung der Konsequenzen alternativer Handlungsoptionen ist nicht nur mit dem Problem konfrontiert, die jeweils untersuchten Wirkungszusammenhänge zu isolieren. Darüber hinaus ist an den Aufwand solcher Verfahren zu denken, der eine umfassende Untersuchung sämtlicher Handlungsalternativen i. d. R. verbietet. Aus der Sicht der Praxis ist die u. U. beträchtliche zeitliche Dauer solcher Untersuchungen auch kaum hinnehmbar: Bis eine differenzierte Evaluation vorliegt, mögen die jeweils analysierten Handlungsoptionen ihren Reiz verloren haben.

Noch deutlicher werden diese Schwächen erfahrungsfokussierter Begründung bei einer Klasse

von Forschungsergebnissen, die seit jeher in der Betriebswirtschaftslehre und in der Wirtschaftsinformatik eine große Rolle spielen: Die (Re-) Konstruktion von Begriffen und der daran anknüpfende Neuentwurf von Sprache. Das Rechnungswesen ist ein eindrucksvolles Beispiel dafür, dass solche Begriffssysteme nachhaltige Wirkungen auf die Praxis haben können. Ähnliches gilt für sprachliche Artefakte, wie sie in der Wirtschaftsinformatik etwa im Rahmen von Referenzmodellen oder den bereits erwähnten Ontologien geschaffen werden. Die empirische Evaluation solcher Sprachen macht es nötig, dass prospektive Anwender sie erlernen. Allein dadurch ist eine unvoreingenommene Beurteilung nicht mehr möglich, da das Erlernen einer Sprache mit einer subtilen Manipulation verbunden ist. Das gilt auch für die beteiligten Wissenschaftler, deren Weltsicht in den von ihnen entworfenen Sprachen kondensiert und reproduziert wird: „...Sprache ist mein Instrument, aber zur gleichen Zeit auch mein Problem.“ (Maturana 1987, S. 90 f.) Erschwerend kommt ein psychologischer Aspekt hinzu: Nicht zuletzt wegen des erheblichen Aufwands, der mit der Entwicklung neuer Sprachen verbunden ist, dürften viele Wissenschaftler sehr zögerlich sein, ihre Entwürfe zugunsten von Konkurrenzangeboten aufzugeben. Das zeigt sich im Kleinen bei Begriffsdefinitionen, im Großen bei umfangreichen theoretischen Bezugsrahmen oder spezifischen Konstruktionsprachen (z.B. Sprachen zur Unternehmensmodellierung in der Wirtschaftsinformatik). Deshalb ist eine zufriedenstellende empirische Begründung für die Überlegenheit einer neu geschaffenen Sprache nahezu unmöglich – obwohl sie eine wichtige wissenschaftliche Leistung darstellen kann und nachhaltige Handlungskonsequenzen für die Praxis bewirken mag (eine ausführlichere Betrachtung dieses Problems findet sich in Frank 2000).

Das dargestellte Begründungsdilemma einer praxisorientierten Wissenschaft hat in der Forschung zu pragmatischen Anpassungen geführt. Hier ist einerseits an Fallstudien zu denken, die in einem überschaubaren Untersuchungsfeld die sorgfältige Analyse der jeweils interessierenden Wirkungszusammenhänge in Aussicht stellen. Der Anspruch, der Praxis nicht nur funktionierende, sondern besonders erfolgversprechende Handlungsmuster aufzuzeigen, wird vor allem durch das sog. „Best Practice“-Konzept unterstrichen. Entsprechende Untersuchungen existieren in zwei Ausprägungen. In der ersten, wohl häufigsten, wird eine Reihe ausgewählter, als besonders erfolgreich angesehener Unternehmen betrachtet. Die Untersuchungen zielen darauf, die gemeinsamen, kritischen Erfolgsfaktoren zu identifizieren. Ein solches Vorgehen mag zu interessanten Entdeckungen führen. Bislang blieben ihm allerdings nennenswerte Erfolge versagt (Nicolai/Kieser 2003). Aus wissenschaftstheoretischer Sicht bedenklich ist allerdings die Unbekümmertheit, mit der daraus induktiv generelle Handlungsmuster abgeleitet und zur Nachahmung empfohlen werden (vgl. dazu Peters/Waterman 1982, Simon 1998, Tomczak/Reinecke 1998). Vor allem aber ist einem solchen Ansatz vorzuhalten, dass er lediglich zu einer Verdopplung existierender Handlungsmuster beiträgt und damit keinen Raum für wissenschaftliche Innovationen lässt. Dies ist anders bei solchen Projekten, in denen „Best-Practice“ lediglich Gegenstand empirischer Begleitforschung ist. So schreibt z. B. die Europäische Union seit einiger Zeit explizit vor, dass Konzepte und Technologien, die im Rahmen von Forschungsprojekten entwickelt wurden, in ausgewählten Unternehmen einzuführen, um erfolgskritische Einsatzvoraussetzungen zu identifizieren (European Commission 1997).

Die Bewertung einer an „Best Practice“ orientierten Forschung ist ambivalent. Fallstudien können sicher zu neuen Einsichten führen. Allerdings handelt es sich dabei doch in erster Linie um Einsichten über bestehende Praxis, die selbst dann, wenn man die Gegenwart zum Maßstab nimmt, nicht ohne Bedacht konstruktiv gewendet werden können: Differenzierungsstrategien verlieren mit zunehmender Verbreitung bekanntlich ihren Reiz. Daneben ist kritisch anzumerken, dass „Best Practice“ mitunter als ein Etikett verwendet wird, das eine besondere Praxisnähe suggerieren soll – ohne dass dabei auf die damit

verbundenen erkenntnistheoretischen Einschränkungen verwiesen würde. In jedem Fall liefert die kasuistische Untersuchung als besonders erfolgreich identifizierter Unternehmen keine überzeugende Lösung des Begründungsproblems.

3.2 Literaturwissenschaft als Alternative?

In einer ebenso kritischen wie in Teilen zynischen Abrechnung mit der eigenen Disziplin versucht der Ökonom und Wirtschaftshistoriker McCloskey nachzuweisen, dass empirische Untersuchungen, die die von ihm so genannte „modernist methodology“ (McCloskey 1985, S. 18) empfiehlt, bisher keinen Beitrag zum Erkenntnisfortschritt geleistet haben. Er legt der Ökonomie deshalb nahe, die Illusion, eine Wissenschaft zu sein, aufzugeben. Stattdessen sollten Ökonomen das kultivieren, was die gegenwärtige Praxis der Forschung in großen Teilen ohnehin kennzeichnet: einen „literary style“, der vor allem darauf gerichtet ist, sachkundige Leser durch anspruchsvolle, in überzeugender Rhetorik vorgetragene Darstellungen zu unterhalten – und bestenfalls klüger zu machen. Empirische Untersuchungen und die dabei eingesetzten aufwendigen statistischen Verfahren seien allenfalls geeignet, eine trügerische Legitimation im Licht eines unangemessenen Wissenschaftsideals zu schaffen. Wirtschaftswissenschaftler sollten sich nach McCloskey nicht durch aufgezwungene Forschungsmethoden behindern lassen, sondern sich stattdessen offen zu einem literarischen Arbeitsstil bekennen. Dazu gehört die bewusste Verwendung rhetorischer Stilmittel wie Metapher und Analogie.

So provozierend die Empfehlungen McCloskeys wirken mögen, stellen Sie m. E. eine ernstzunehmende Position dar. Das liegt einerseits daran, dass seine Annahmen über die Praxis der Forschung in den Wirtschaftswissenschaften gewiss nicht abwegig sind. Der Inhalt vieler Veröffentlichungen reflektiert tatsächlich eher ein literaturwissenschaftliches Vorgehen als ein empirisches, wie es Luhmann auch für die Soziologie attestiert:

‘Die Einschränkung, durch die man sich das Recht verdient, den Titel Theorie zu führen, wird durch Rückgriff auf Texte legitimiert, die diesen Titel schon führen oder unter ihm gehandelt werden. Die Aufgabe ist dann, schon vorhandene Texte zu sezieren, zu exegieren, zu rekombinieren. Was man sich selbst zu schaffen nicht zutraut, wird als schon vorhanden vorausgesetzt.’ (Luhmann 1984, S. 7)

Andererseits ist die konstruktive Folgerung McCloskeys, aus der Not eine Tugend zu machen, auch nicht zwangsläufig mit dem Niedergang der Disziplin verbunden, wie Veröffentlichungen solcher Autoren - wie etwa Weick oder Morgan - zeigen, die extensiv auf den Gebrauch von Metaphern und Analogien zurückgreifen. Damit bleibt die Frage, welche Schlussfolgerungen aus den Vorschlägen McCloskeys zu ziehen sind. In einer kritischen Auseinandersetzung mit McCloskeys Positionen zeigt Haase (Haase 1998, S. 86) zwei mögliche Konsequenzen für die Betriebswirtschaftslehre auf:

„Die gängige objektwissenschaftliche Praxis wird epistemologisch neu bewertet. Man sucht im Rahmen des „scientific style“ beispielsweise weiter nach gesetzesartigen Zusammenhängen – bewertet diese aber eher im Hinblick auf ihre Handlungskonsequenzen als auf ihren Wahrheitsgehalt. ... Angesichts der düsteren epistemologischen Bewertung der Ergebnisse erfahrungswissenschaftlicher Aktivität wird der ‚scientific style‘ durch den ‚literary style‘ ersetzt.“

Die erste Alternative führt zu der bereits thematisierten Frage, wie denn Handlungskonsequenzen überzeugend zu bewerten seien – wobei eine solche Bewertung m. E. nicht unabhängig vom Wahrheitsgehalt der „gesetzesartigen Zusammenhänge“ ist. Es bleibt also das Problem, wie zwischen alternativen Erkenntnisangeboten sinnvoll auszuwählen ist und damit: wie wissenschaftlicher Fortschritt zu fassen ist. Die zweite Alternative würde dieses Problem umgehen, indem erfahrungswissenschaftlicher

Erkenntnisfortschritt als Maßstab aufgegeben würde.

3.3 Wissenschaftlicher Fortschritt – nur ein Mythos?

Wenn man sich gegen die Aufgabe eines erfahrungswissenschaftlichen Anspruchs in der Betriebswirtschaftslehre sträubt, vielleicht weil man noch nicht reif genug für die abgeklärte Haltung McCloskeys ist, muss man sich allerdings der Frage stellen, wie denn wissenschaftlicher Fortschritt in der Praxis der Forschung ermittelt wird – und wie er ermittelt werden sollte. Während der erste Teil der Frage m. E. einen reichhaltigen Fundus für reizvolle wissenschaftssoziologische Untersuchungen darstellt, stellt der zweite eine große wissenschaftstheoretische Herausforderung dar. Die von rationalistischen Wissenschaftstheoretikern nahegelegte darwinistische Evolution überlegener Theorien krankt einerseits daran, dass das Vertrauen auf einen solchen Prozess offenbar blauäugig ist. Andererseits ist die Möglichkeit, Erkenntnisangebote durch eine Konfrontation mit der Wirklichkeit zu überprüfen, ohnehin begrenzt (s. 3.1). Man kann natürlich ungeachtet solcher Widrigkeiten weiterhin an einer szientistischen Vorstellung von Erkenntnisfortschritt festhalten, sei es als regulative Idee oder sinnstiftenden Mythos. Intellektuell reizvoller ist die Suche nach alternativen Fortschrittskonzepten. Ein rascher Erfolg ist dabei nicht zu erwarten. Die wesentliche Herausforderung besteht darin, sich von der für das herrschende Wissenschaftsverständnis grundlegenden Vorstellung zu lösen, dass sich Fortschritt vor allem durch eine Annäherung an Wahrheit vollzieht. Eine Alternative besteht m. E. darin, den Umstand zu berücksichtigen, dass Wissenschaft eine soziale Veranstaltung ist, wissenschaftlichen Fortschritt damit also auch an der Veränderung von Wissenschaftskultur festzumachen – was ein entsprechendes Ideal voraussetzt.

In der Philosophie findet man eine Reihe von Anregungen dafür, wie ein solches Ideal zu konturieren ist. In der Nikomachischen Ethik empfiehlt Aristoteles die Kontemplation als höchste – und erfüllendste – Form intellektueller Betätigung: „Von der Betrachtung lässt sich behaupten, dass sie um ihrer selbst willen geliebt wird.“ (Nikomachische Ethik, 1177 b 1) Er betont also im Unterschied zu dem heute gängigen Fortschrittsbegriff in den Wissenschaften weniger die Resultate als die von den Beteiligten wahrgenommene Qualität des Forschungsprozesses. Nietzsche verwendet ein Gleichnis, um die Entwicklungsstufen des menschlichen Geistes zu verdeutlichen: vom Kamel, das alles mit Gleichmut erträgt, über den aufbegehrenden Löwen hin zum Kind: „Unschuld ist das Kind und Vergessen, ein Neubeginnen, ein Spiel, ein aus sich rollendes Rad, eine erste Bewegung, ein heiliges Ja-sagen.“ (Zarathustra, S. 23) Sprach- bzw. sozialphilosophische Ansätze, die darauf zielen, Voraussetzungen für vernünftige Kommunikation zu beschreiben (Habermas 1981, Apel 1981, Lorenzen/Schwemmer 1977) sind ohnehin auch als idealisierte Spielregeln für wissenschaftliche Kooperation gedacht. Auch soziale Utopien wie Blochs „Heimat“, Fromms vom „Sein“ bestimmte Welt oder Jaspers Vorstellung von der „eigentlichen Kommunikation“ kommen als Orientierung für Wissenschaftskultur in Betracht.

Es liegt auf der Hand, dass die zusätzliche Ausrichtung an einer idealisierten Wissenschaftskultur das Konzept des wissenschaftlichen Fortschritts nicht eben leichter erfassbar macht. Das ist sicher bedenklich, da mehrdeutige Ziele einen Nährboden für ideologischen Missbrauch darstellen. Auch wenn die Anhänger des Kritischen Rationalismus in teilweise geradezu hysterischer Kritik Utopien uneingeschränkt als Wurzel sozialer und politischer Übel brandmarken (besonders deutlich in Popper 1968), sind die utopischen Züge der skizzierten Orientierungen allerdings nicht eo ipso von Nachteil. Sie bieten vielmehr die Chance, eine gemeinsame, sinnstiftende Orientierung zu entwerfen, die auch als Regulativ für einen eindimensionalen Fortschrittsbegriff dient. Im Unterschied zu allgemeinen Sozialutopien wären sie zudem rekursiv, also nicht mit dem anmaßenden Anspruch

verbunden, Menschen, die sich anderen Traditionen verbunden fühlen, „ideale“ Ordnungen vorzuschreiben.

4 Profilierung und Legitimation

Praxisorientierung wird häufig so interpretiert, dass sich Wissenschaft singulärer praktischer Probleme annimmt und zu ihrer Lösung beiträgt. Ein solcher Anspruch lässt sich in den Wirtschaftswissenschaften gut einlösen, da es eine erhebliche Nachfrage nach anwendungsorientierten Forschungsprojekten und nach einschlägigen Beratungsleistungen gibt. Gleichzeitig bietet eine entsprechend ausgerichtete Forschung ein hohes Legitimationspotential – nicht nur, weil Praxisorientierung häufig per se positiv bewertet wird, sondern weil sie auch geeignet ist, Drittmittel einzuwerben. Es bleibt allerdings die Frage, wie sich bei einer solchen Strategie eine überzeugende Abgrenzung zu außerwissenschaftlichen Beratungsangeboten realisieren lässt – und wie in Zeiten einer zunehmenden Verwertungsorientierung der Wissenschaftspolitik auf anderem Weg Legitimation erreicht werden kann.

4.1 Orientierung an der Praxis oder für die Praxis?

Forschungsprojekte mit Beratungscharakter können wertvollen Erfahrungsgewinn zeitigen, der der Forschung wichtige Impulse gibt. Gleichzeitig hat diese Art von praktischem Engagement aber auch ihre Tücken. So erfordern Projekte, die in der Praxis stattfinden, die zeitraubende Auseinandersetzung mit singulären Besonderheiten, deren Erfassung kaum zum Erkenntnisgewinn beiträgt. Unternehmen, die Unterstützung für die Bewältigung konkreter Probleme suchen, fragen häufig nicht nur fachliche Kompetenz nach, sondern auch Personal und nicht zuletzt Informationen über die Lage der Konkurrenz. Beratungsunternehmen haben sich auf diesen Bedarf eingerichtet. Sie verfügen teilweise über eine beachtliche Infrastruktur und haben aufgrund ihrer Erfahrung Einsichten in die Praxis vieler Unternehmen. Das kann eine wissenschaftliche Einrichtung i. d. R. nicht bieten. Sie kann allerdings dann einen originären und wertvollen Beitrag zur Evolution der betrieblichen Praxis leisten, wenn sie die „Idee der Wissenschaft“ (Mittelstraß 1982, S. 26) betont – anders gewendet: wenn sie sich vor allem darauf konzentriert, die bereits erwähnte Wissenschaftskultur zu pflegen; wir könnten mit Mittelstraß auch sagen: Wissenschaft als eine „Lebensform“ (Mittelstraß 1982) zu begreifen.

Diese Idee der Wissenschaft macht sich vor allem fest an *Abstraktion* und – damit zusammenhängend – dem Wert auch zweckfreier Erkenntnis. Abstraktion ist ein wichtiges Prinzip menschlicher Erkenntnis, das wir nicht in all seinen Facetten betrachten können. Es geht hier – jedenfalls vordergründig – weniger um Vernachlässigung oder Vereinfachung, sondern vor allem um zwei Aspekte, die tendenziell mit einer Steigerung von Komplexität verbunden sind: die *Generalisierung* über singuläre Instanzen und das *Hinausschauen* über gegenwärtige Handlungsmuster in Unternehmen. Das zweite, unmittelbar daran anknüpfende Argument für Wissenschaftlichkeit auch zum Zweck der Praxisunterstützung leitet sich aus der Frage ab, wie denn brauchbare Abstraktionen entdeckt werden können. Auch wenn dafür kein Rezept bekannt ist, gibt es doch Voraussetzungen, die diese Art von Erkenntnis eher begünstigen als andere. Das betrifft zunächst die Arbeitsbedingungen des Wissenschaftlers. Muße, also Zeit für Kontemplation, ist nach wie vor hilfreich bei der „Betrachtung“ (Aristoteles). In Unternehmen, die häufig in einem harten Wettbewerb stehen, sind die Möglichkeiten dazu beschränkt. Insofern stellt Forschung, die weit über das Tagesgeschäft hinausgeht, eine wertvolle Alternative zu den zwangsläufig vor allem auf ökonomische Verwertung zielenden Aktivitäten in der Praxis dar. Mit diesem Bekenntnis zu zweckfreier Erkenntnis soll gewiss nicht der Vorstellung das Wort geredet werden, dass sich

Wirtschaftswissenschaftler *nur* noch in weltabgewandter Kontemplation üben sollten. Es ist vielmehr als Hinweis mit regulativem Charakter gedacht: Gerade Disziplinen wie die Betriebswirtschaftslehre oder die Wirtschaftsinformatik laufen Gefahr, sich von ihrer Praxis so sehr vereinnahmen zu lassen, dass Ausschau danach, wie Unternehmen auch gestaltet sein *könnten*, behindert wird.

4.2 Universitätsreform und Wissenschaftsreform

Die Internationalisierung von Forschung und Lehre sowie aktuelle Reformbestrebungen der Hochschulpolitik geben Anlass dazu, über die weitere Entwicklung von Universität und die Praxis wissenschaftlicher Forschung nachzudenken. Dabei kommt einer wissenschaftstheoretischen Perspektive insofern eine besondere Bedeutung zu, als in der gegenwärtigen Diskussion Maßstäbe im Vordergrund stehen, die von außen an die Universität herangetragen werden. Wenn man sich in dieser Situation darauf beschränkt, die Reform von Wissenschaft und Universität an solchen Maßstäben zu orientieren, droht die Preisgabe der Identität von Wissenschaft. Stattdessen geht es bei der Reform der Universität darum, "die Wissenschaft in ein methodologisch und teleologisch aufgeklärtes reflexives Verhältnis zu sich selbst zu setzen." (Mittelstraß 1994, S. 179) Die Betonung einer solchen Sichtweise stellt insofern eine Chance für die Aufwertung der Wissenschaftstheorie dar, als sie auch die Interessen jener berührt, die wissenschaftstheoretischen Erörterungen ansonsten eher indifferent gegenüber stehen.

Es gibt eine Reihe aktueller Entwicklungen, die reizvolle wissenschaftstheoretische Fragestellungen mit sich bringen. In der Lehre ist hier vor allem an die Potentiale neuer Technologien, Tendenzen zu einer globalen Vermarktung und die Konstruktion neuer Studienangebote zu denken. Informations- und Kommunikationstechnologien erlauben eine größere Unabhängigkeit der Studierenden von Ort und Zeit des Lehrangebots. Multimediale Hilfsmittel ermöglichen eine Anreicherung der Lehre durch die Verwendung anschaulicher Darstellungsformen. Daneben hilft der Wechsel zwischen verschiedenen Präsentationsformen (Grafik, Animation, Video, Software - Vorführung etc.), die Aufmerksamkeit der Lernenden nachhaltig zu binden. Um langfristig eine Verbesserung der Lehre zu erreichen, reicht es allerdings nicht aus, traditionelle Medien wie Tafel und Folien lediglich durch multimediale Technologien zu ersetzen. Vielmehr sollten diese Technologien dazu verwendet werden, die Organisation von Lehrveranstaltungen - hier ist vor allem an Vorlesungen zu denken - neu zu gestalten. Dabei besteht die Chance, durch verschiedene Formen der Interaktion individuelle Lernstile (und -hemmnisse) wirksamer zu berücksichtigen. Gleichzeitig erlauben interaktionsfördernde Techniken eine gezielte Förderung der kommunikativen Kompetenz der Studierenden. Aus wissenschaftstheoretischer Sicht ist dabei nicht zuletzt von Interesse, wie durch diese neuen Möglichkeiten das Vermitteln und Erleben von Wissenschaftskultur – etwa durch verbesserte Bedingungen vernünftiger Kommunikation – gefördert werden kann.

Die neuen Medien schaffen darüber hinaus günstige Voraussetzungen für die globale Vermarktung wissenschaftlicher Lehre, deren Anfänge wir heute bereits erleben. Dazu gehört einerseits der Aufbau von Marken – das gilt sowohl für Universitäten als auch für einzelne Professoren, deren Prominenz gezielt gefördert wird, andererseits die aufwendige Erstellung multimedialer Lehr- und Lernunterlagen. Der wirtschaftliche Reiz einer solchen Strategie liegt auf der Hand: Das weltweit hohe Marktpotential gerade in Fächern wie der Betriebswirtschaftslehre und der Wirtschaftsinformatik stellt Erträge in Aussicht, die die hohen Produktions- und Marketingkosten deutlich übersteigen. Dabei ist der naheliegende empörte Aufschrei, die Qualität der Lehre würde dadurch leiden, ohne weitere Differenzierung kaum überzeugend: Es ist unstrittig, dass Lehrunterlagen i. d. R. – die notwendige fachliche Kompetenz vorausgesetzt – mit zunehmendem Aufwand an Qualität

gewinnen. Gleichzeitig ist es unstrittig, dass multimediale Lehrkonserven eine Herausforderung für die Einheit von Forschung und Lehre darstellen.

Diese Entwicklung ist wissenschaftstheoretisch u. a. deshalb von Interesse, weil eine ökonomisch motivierte Konstruktion wissenschaftlicher Exzellenz in deutlichem Kontrast zu gängiger Wissenschaftskultur steht. Die Einführung neuer Abschlüsse an deutschen Universitäten wird begleitet von einer Vielzahl neuer Studiengänge, die sich häufig durch eine themenfokussierte Kombination vorhandener Angebote ergeben. Jenseits der hochschulpolitischen Gründe für diese Entwicklung stellt sich aus wissenschaftstheoretischer Sicht die Frage, wie Angebote aus verschiedenen Disziplinen integriert werden können, um in der Wahrnehmung der Studierenden nicht bloß nebeneinander zu stehen. Eine weitere interessante Frage betrifft die Zukunft wissenschaftlicher Disziplinen. Je mehr der einzelne Studierende in die Lage versetzt wird, eine individuelle Auswahl aus einem multidisziplinären Lehrangebot zu treffen – im Grenzfall wie in einem „Supermarkt der Ideen“ (Feyerabend 1978), desto stärker werden die klassischen Disziplinen aufgeweicht.

Auch die Randbedingungen der Forschung in der Betriebswirtschaftslehre und in der Wirtschaftsinformatik befinden sich in einem Wandlungsprozess, der eine kritische wissenschaftstheoretische Würdigung verdient. Das betrifft die Qualifikationsbedingungen des akademischen Nachwuchses, die Folgen des zunehmenden Evaluationsdrucks im allgemeinen, die des gestiegenen Publikationsdrucks im besonderen. Die Diskussion um die Abschaffung der Habilitation betrifft unmittelbar die Gestaltung von Wissenschaftskultur, ist also auch ein wissenschaftstheoretisches Thema. Während die Habilitation nicht notwendigerweise mit der Knechtung der Habilitanden verbunden ist, kann sie durchaus auch einen Freiraum für Forschung bedeuten, von dem ein angehender Universitätsprofessor sein ganzes Berufsleben zehren kann. Es ist zumindest eine diskussionswürdige Frage, ob die alternativ vorgeschlagene und in vielen anderen Ländern übliche Konzentration auf Zeitschriftenaufsätze ähnliche Chancen bietet. Angesichts der relativ hohen Freiheit, die Universitätsprofessoren genießen, ist die zunehmende Forderung nach einer leistungsabhängigen Vergütung nachvollziehbar.

Die damit verbundene Notwendigkeit, Leistung in Forschung und Lehre zu bewerten, führt zu bekannten wissenschaftstheoretischen Fragestellungen, wie etwa der nach der Begründung und dem Vergleich von Erkenntnisangeboten oder auch der nach der für wissenschaftliche Darstellungen angemessenen Sprache bzw. Abstraktion. Die langjährige wissenschaftstheoretische Untersuchung dieser Fragen hat eine Reihe von Kriterien gezeitigt - auch wenn damit nicht alle Probleme geklärt sind (s. 3.1). Der zunehmende Legitimationsdruck ist allerdings mit einem Bedarf an leicht nachvollziehbaren Indikatoren verbunden. Zahl und Art – nicht: Inhalt – von Publikationen sind ein häufig verwendetes Maß. Die Bewertung solcher Bewertungsmaßstäbe erfordert eine differenzierte Betrachtung, die wiederum eine Reflexion der Ziele von Forschung und der wünschenswerten Merkmale von Wissenschaftskultur einschließt. Das liegt nicht zuletzt an der Reaktion des Wissenschaftssystems auf den gestiegenen Evaluationsbedarf. Sie umfasst einerseits die Schaffung von Legitimationschancen – etwa in Form von Publikationsgelegenheiten (Zeitschriften und vor allem Konferenzen) und Profilierungsmöglichkeiten. Hier ist beispielsweise an die vielfältigen Auszeichnungen zu denken, die auf großen Konferenzen vergeben werden („best research paper“, „best case study“, „best paper in category x“ ...). Andererseits besteht die Reaktion von Wissenschaftlern darin, ihre Arbeit an den so konstruierten Indikatoren auszurichten.

Dieser zweistufige Opportunismus ist wenig überraschend. Wissenschaft ist eben ein "Resultat ihrer eigenen Operationen" (Luhmann 1994, S. 273). Gleichzeitig ist er ambivalent. Einerseits mag man ihn als ein beruhigendes Indiz dafür sehen, dass Wissenschaft in der Lage

ist, überzeugende, aber durchaus freiheitserhaltende Legitimationsmuster selbst zu schaffen. Andererseits ist unverkennbar, dass sich die Konstruktion von Legitimationsmustern leicht verselbständigen kann: Indikatoren verlieren mehr und mehr ihren instrumentellen Charakter und werden zum Selbstzweck. Die Ambivalenz dieser Situation hat Feyerabend (1978, S. 51 f.) schon vor längerer Zeit in dem ihm eigenen Zynismus beschrieben: „So ist es den Wissenschaftlern gelungen, sich selbst und auch jedermann sonst über die wahre Natur ihrer Tätigkeit zu täuschen und zugleich von dieser Täuschung zu profitieren.“ Auch wenn eine wissenschaftstheoretische Diskussion dieser Zusammenhänge keine überzeugenden Lösungen erwarten lässt, kann sie doch zu einer Entlarvung der einen oder anderen Täuschung beitragen.

5 Statt eines Fazits: Einige Thesen

"Wo die Kompetenz klein und die Ratlosigkeit der Gelehrten groß ist, wo zudem die Liebe zum System nicht sonderlich ausgeprägt und die Zeit knapp ist, empfehlen sich ... Bemerkungen, Anregungen, Thesen." (Mittelstraß 1997, S. 43)

Wissenschaftstheoretische Betrachtungen haben häufig einen normativen Akzent. Das gilt sowohl für die Kritik an herrschenden Wissenschaftsverhältnissen, als auch für das Aufzeigen von Idealen, an denen wissenschaftliches Arbeiten auszurichten sei. Wissenschaftstheorie präsentiert sich dabei mitunter als eine (wissenschafts-) moralische Instanz - was manche beeindruckt mag und andere eher abschreckt. Dabei ist Wissenschaftstheorie m. E. nichts anderes als die im Wortsinn selbstverständliche Betrachtung dessen, was Wissenschaft ist und sein könnte. Es liegt auf der Hand, dass eine solche Betrachtung bei allem Bemühen um nachvollziehbare Begründungen auch subjektive Präferenzen reflektiert. In diesem Sinne sind die folgenden Thesen zu verstehen.

Forschungsmethoden sind bedeutsam – und hinderlich.

Die Suche nach der spezifischen Kultur von Wissenschaft muss die Sprache von Wissenschaft und die herrschenden oder idealisierten Handlungsmuster einschließen. Anders gewendet: Sie ist unmittelbar auf die Konturen von Forschungsmethoden gerichtet. Für eine Untersuchung der in diesem Beitrag aufgezeigten Probleme, etwa der Begründung oder Beurteilung von Forschungsergebnissen, ist eine Auseinandersetzung mit Forschungsmethoden deshalb von großer Bedeutung. Wir könnten auch sagen: Die Reflexion von Forschungsmethoden ist essentiell für das Selbstverständnis von Wissenschaftlern. Im Hinblick auf die Anwendungsorientierung von Betriebswirtschaftslehre und Wirtschaftsinformatik ist dabei nicht zuletzt an solche Forschungsmethoden zu denken, die darauf gerichtet sind, die lebensweltlichen Perspektiven (im Sinne von Schütz 1981) verschiedener Gruppen (Entwickler, Nutzer, Wissenschaftler etc.) auf Handlungssysteme im Unternehmen zu erfassen – also beispielsweise die Aktionsforschung (Glesne 1998).

Forschungsmethoden können allerdings auch hinderlich sein, da sie bei naiver Interpretation ein schematisches Vorgehen über das Interesse an Erkenntnis stellen und damit kontraproduktiv sind. Forschungsmethoden drohen dann zu einem Legitimationsvehikel zu degenerieren. McCloskey spricht bezeichnend von „neurotic behavior ... such as its compulsive handwashing in statistical procedures.“ (McCloskey 1985, S. xix)² Dieser Umstand ist dann besonders fragwürdig, wenn er unerkannt bleibt. In diesem Sinne spricht

² im Unterschied zu Haase, die McCloskey so interpretiert, dass er "jede Art von Wissenschaftstheorie aus dem Umkreis der Ökonomen verbannen" (Haase 1998, S. 75) möchte, ist seine Haltung m.E. eher durch eine Ablehnung unreflektiert verwendeter Forschungsmethoden gekennzeichnet.

Feyerabend von Wissenschaftlern, die „felsenfest an das Märchen glauben“ und damit sich und andere blenden: „... und selbst die stupidesten Prozeduren und die lächerlichsten Resultate in ihrem Bereich sind noch immer mit einer Aura von Vortrefflichkeit umgeben.“ (Feyerabend 1978, S. 52) Eine solche Kritik sollte allerdings nicht zum Anlass genommen werden, Forschungsmethoden zu ignorieren (s. o.): Ein gelassener Umgang mit Forschungsmethoden erfordert deren kritische Würdigung.

Der Elfenbeinturm verspricht eine weitreichende Aussicht.

Jenseits der Besonderheiten einzelner wissenschaftstheoretischer Schulen sollten die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung vor allem durch drei Merkmale gekennzeichnet sein: Abstraktion, Originalität und Begründung. Es gibt sicher kein Rezept dafür, wie brauchbare Abstraktionen entdeckt werden können. Es sei aber hier die These gewagt, dass Muße und ein gelassener Umgang mit vordergründigen Leistungsindikatoren dazu hilfreich sind. Damit ist auch ein Plädoyer für entsprechende Arbeitsbedingungen von Wissenschaftlern verbunden – was angesichts eines überaus hektischen Wissenschaftsbetriebs und dem Drang zum Drittmittelerwerb rührend wirken mag. Zumal es mit mehr Zeit und Ruhe natürlich nicht getan ist. Vielmehr gehört dazu auch, dass zunächst zweckfreie Erkenntnis eine angemessene Wertschätzung genießt – „ihrer Selbst wegen geliebt wird“ (Aristoteles). Nicht zuletzt stellt sich die Frage, wie sich kontemplative Forschung in einer erfahrungswissenschaftlichen Disziplin vollziehen könnte. Ein möglicher Ansatzpunkt dazu ist die gezielte Konstruktion von alternativen Weltentwürfen, Feyerabend (1981, S. 51) spricht von einer „Traumwelt“, die dazu beitragen soll, über (all-) gegenwärtige Erscheinungsformen der Realität hinauszuschauen. Einen weiteren Ansatzpunkt stellt m. E. die (diskursive) Reflexion von Begriffen dar. Die damit verbundene Suche nach der generalisierbaren Essenz eines Begriffs wird etwa in den platonischen Dialogen des Sokrates anschaulich dargestellt.

In der Betriebswirtschaftslehre wie auch in der Wirtschaftsinformatik gibt es eine Vielzahl von Begriffen, die sich für solche Analysen eignen: Integration, Abstraktion, Ähnlichkeit, Semantik, Wissen ... Organisationskultur, Strategie, Geschäftsprozess etc. Je nach Abstraktionsgrad und Verwendungsbandbreite trägt die kontemplative Betrachtung solcher Begriffe, jenseits vordergründiger Arbeitsdefinitionen, zur intradisziplinären Identitätsfindung oder auch zum interdisziplinären Austausch bei. Dabei wäre dies sicher keine rein wissenschaftstheoretische Übung, sondern gleichzeitig auch ein Beitrag zum aktuellen Forschungsfeld der Konstruktion domänenspezifischer Ontologien (s. 2.1).

Zu einer attraktiven Wissenschaftskultur gehört ein ... intellektueller Hedonismus

Es wäre sicherlich allzu defätistisch, würde man sich in den Chor derjenigen einreihen, die den Niedergang von Wissenschaftskultur im allgemeinen, den der Universität im besonderen beklagen. Es gibt vielmehr eine Reihe von Entwicklungen, die wohl unstrittig als Fortschritt angesehen werden können: die Liberalisierung der Universitäten wie auch des Wissenschaftsbetriebs insgesamt, die zunehmende Internationalisierung in der Wirtschaftsinformatik wie auch in der Betriebswirtschaftslehre. Gleichzeitig gibt es allerdings auch Anlässe zur Nachdenklichkeit. Einige davon wurden in diesem Beitrag aufgezeigt: der zunehmende Einfluss von Unternehmen auf die Auswahl von Forschungszielen und die Durchführung von Forschungsprojekten, zum Selbstzweck degenerierte Leistungsindikatoren sowie der wachsende, oft nicht hinterfragte Einfluss nordamerikanischer Wissenschaftskultur. Auch die phantasielose Reproduktion von allerlei Ritualen im Wissenschaftsbetrieb legt die Frage nahe, wie denn Wissenschaftskultur anders gestaltet werden könnte. Einige Anregungen aus der Literatur wurden bereits in 3.3 aufgegriffen. Ergänzend dazu sei hier die These gewagt, dass die Entwicklung einer starken Wissenschaftskultur, die geeignet ist, die

Produktivität von Wissenschaft zu fördern und Wissenschaft gegenüber anderen Traditionen bzw. Lebensformen zu profilieren, durch einen intellektuellem Hedonismus gefördert wird. Dabei denke ich an Rahmenbedingungen, die den Genuss wissenschaftlicher Diskurse und die Freude am gemeinsamen Lernen fördern. Dazu gehört vor allem der Luxus, sich mehr Zeit und Muße für die eigentliche wissenschaftliche Arbeit zu gönnen. Andere Formen der Organisation von Forschung und Lehre mögen dazu beitragen. Dabei ist auch an eine zweckgerechte Architektur von Universitäten zu denken: Räume, die Ruhe ausstrahlen wie auch solche, die einen angenehmen Rahmen für Diskussionen in Gruppen unterschiedlicher Größe bilden.

Konferenzen sind ebenfalls geeignet, den Genuss in den Wissenschaften zu fördern. Damit ist allerdings kein Plädoyer für luxuriöse Konferenzhotels an touristisch reizvollen Orten verbunden – auch wenn ein Zusammentreffen an schönen Orten durchaus anregend sein kann. Vielmehr versprechen Konferenzen dann einen Beitrag zur Förderung des Erkenntnisgewinns, wenn sie einen organisierten Freiraum für fruchtbare wissenschaftliche Auseinandersetzungen jenseits der Ablenkungen des Tagesgeschäfts bieten. Einen Eindruck, wie intellektueller Hedonismus mittels wissenschaftlicher Tagungen wirksam gefördert werden kann, vermitteln Schilderungen der ausgedehnten Treffen, die Wissenschaftstheoretiker und Philosophen in Alpbach veranstalteten (Baum 1997, Feyerabend 1995). Eine andere, angesichts der weiter wachsenden Publikationsflut dringende Herausforderung für die Schaffung genussvoller Forschungsbedingungen ist in der Entwicklung dazu geeigneter Nutzungsformen der Informations- und Kommunikationstechnologien zu sehen, die eine komfortable Teilnahme an Diskursen und den bequemen, differenzierten Zugriff auf die Beiträge anderer ermöglichen.

Verzeichnis der zitierten Literatur

- Apel, Karl-Otto (1981): Transformationen der Philosophie: Band 2: Das Apriori der Kommunikationsgemeinschaft. 2. Aufl., Frankfurt/M.: Suhrkamp Taschenbuch 1981
- Baum, Wilhelm (Hrsg.) (1997): Paul Feyerabend, Hans Albert - Briefwechsel. Frankfurt/M.: Fischer Taschenbuch 1997
- Becker, Jörg/König, Wolfgang/Schütte, Reinhard/Wendt, Oliver/Zelewski, Stephan (Hg.) (1999): Wirtschaftsinformatik und Wissenschaftstheorie: Bestandsaufnahme und Perspektiven. Wiesbaden 1999
- European Commission (1997): ESPRIT ESD Best Practice. Technologies for Components and Subsystems (TCS). "Broadening the Use of Design Technologies". Brüssel, Sept. 1997 (<http://www.cordis.lu/esprit/src/esd-best.htm>, nachgesehen am 15.3.2003)
- Feyerabend, Paul (1978): Das Märchen Vernunft. Plädoyer für einen Supermarkt der Ideen. In: Kursbuch, Nr. 53, 1978
- Feyerabend, Paul (1981): Wider den Methodenzwang: Skizze einer anarchistischen Erkenntnistheorie. Frankfurt/M. 1981
- Feyerabend, Paul (1995): Zeitverschwendung. 2. Aufl., Frankfurt/M. 1995
- Frank, Ulrich (1997): Erfahrung, Erkenntnis und Wirklichkeitsgestaltung: Anmerkungen zur Rolle der Empirie in der Wirtschaftsinformatik. In: Grün, O./Heinrich, L. J. (Hg.): Wirtschaftsinformatik - Ergebnisse empirischer Forschung. Berlin, Heidelberg 1997, S. 21-35

- Frank, Ulrich (2001): Evaluation von Artefakten in der Wirtschaftsinformatik. In: Häntschel, I.; Heinrich, Lutz J. (Hrsg.): Evaluation und Evaluationsforschung in der Wirtschaftsinformatik. München, Wien 2001, S. 35-48
- Frank, Ulrich/Schauer, Hanno (2001): Potentiale und Herausforderungen des Wissensmanagements aus der Sicht der Wirtschaftsinformatik. In: Schreyögg, Georg (Hrsg.): Wissen in Unternehmen: Konzepte - Maßnahmen - Methoden. Berlin 2001, S. 163-182
- Galliers, Robert (Hrsg.) (1992): Information Systems Research: Issues Methods and Practical Guidelines. London et al. 1992
- Glesne, Corrine (1998): Becoming Qualitative Researchers: An Introduction. Reading, Mass. 1998
- Gutenberg, Erich (1953): Zum "Methodenstreit". In: ZfhF, 5.Jg. (1953), S. 327-356
- Haase, Michaela (1998): Neue Institutionenökonomik, axiomatische Methode und "Economics-of-Rhetoric-Approach": Zum Verhältnis von Betriebswirtschafts- und Wissenschaftstheorie. In: Gerum, E. (Hrsg.): Innovation in der Betriebswirtschaftslehre. Wiesbaden 1998, S. 65-90
- Habermas, Jürgen (1964): Gegen einen positivistisch halbierten Rationalismus. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 16.Jg. (1964), S. 635-659
- Habermas, Jürgen (1981): Theorie des kommunikativen Handelns: Band 1: Handlungsrationalität und gesellschaftliche Rationalisierung. Frankfurt/M. 1981
- Hax, Karl (1956): Das Methodenproblem in der Betriebswirtschaftslehre. In: ZfhF, 8.Jg., 1956, S. 498-502
- Kock, Ned/Gray, Paul/Hoving, Ray/Klein, Heinz K./Myers, Michael/Rockart, Jack (2002): IS Research Relevance Revisited: Subtle Accomplishment, Unfulfilled Promise, or Serial Hypocrisy? In: Communications of the Association for Information Systems. Vol. 8, 2002, pp. 330-346
- Löffelholz, Josef (1952): Betriebswirtschaft am Scheideweg? In: ZfB, 22. Jg. (1952), S. 387-400
- Lorenzen, Paul/Schwemmer, Oswald (1975): Konstruktive Logik, Ethik und Wissenschaftstheorie. 2. Aufl., Mannheim, Wien, Zürich 1975
- Luhmann, Niklas (1984): Soziale Systeme: Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt/M. 1984
- Luhmann, Niklas (1994): Die Wissenschaft der Gesellschaft. 2. Auflage, Frankfurt/M. 1994
- Maturana, Humberto R. (1987): Kognition. In: Schmidt, Siegfried J. (Hg.): Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus. Frankfurt/M. 1987, S. 89-118
- McCloskey, Donald N. (1985): The Rhetoric of Economics. Madison, WI 1985
- Mellerowicz, Konrad (1952): Eine neue Richtung in der Betriebswirtschaftslehre? In: ZfB, 22.Jg. (1952), S. 145-161
- Mittelstraß, Jürgen (1982): Wissenschaft als Lebensform: Reden über philosophische Orientierungen in Wissenschaft und Universität. Frankfurt/M. 1982
- Mittelstraß, Jürgen (1994): Die unzeitgemäße Universität. Frankfurt/M. 1994
- Mittelstraß, Jürgen (1997): Der Flug der Eule. 2. Auflage, Frankfurt/M. 1997

- Moxter, Adolf (1957): Methodologische Grundfragen der Betriebswirtschaftslehre. Köln, Opladen 1957
- Nicolai, Alexander/Kieser, Alfred (2002): Trotz eklatanter Erfolglosigkeit: Die Erfolgsfaktorenforschung weiter auf Erfolgskurs. In: DBW, 62. Jg. (2002), S. 579-596
- Nicklisch, Heinrich (1932): Die Betriebswirtschaft. 7. Aufl., Stuttgart 1932
- Nissen, Hans E./Klein, Heinz K./Hirschheim, Rudy (Hg.) (1991): Information Systems Research: Contemporary Approaches, & Emergent Traditions. Amsterdam 1991
- Ortner, Erich (1998): Normsprachliche Entwicklung von Informationssystemen. In: Vossen, G./Pohl, K./Schürr, A. (Hrsg.): Modellierung 98. Münster 1998
- Peters, Thomas J./Waterman, Robert H. (1982): In Search of Excellence: Lessons from America's Best-Run Companies. New York 1982
- Popper, Karl R.: Utopie und Gewalt. In: Neusüss, A. (Hg.) (1968): Begriff und Phänomen des Utopischen. Darmstadt, Berlin 1968, S. 313-326
- Schreyögg, Georg (Hrsg.) (2001): Wissen in Unternehmen: Konzepte - Maßnahmen - Methoden. Berlin 2001
- Schütte, Reinhard/Siedentopf, Jukka/Zelewski, Stephan (Hrsg.) (1998): Wirtschaftsinformatik und Wissenschaftstheorie. Grundpositionen und Theoriekerne: Arbeitsberichte des Instituts für Produktion und Industrielles Informationsmanagement. Nr. 4. Universität Essen 1998
- Schütz, Alfred (1981): Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1981
- Simon, Herbert A. (1998): Die heimlichen Gewinner. München 1998
- Zelewski, Stephan/Schütte, Reinhard/Siedentopf, Jukka (2001): Ontologien zur Repräsentation von Domänen. In: Schreyögg, Georg (Hrsg.): Wissen in Unternehmen: Konzepte - Maßnahmen - Methoden. Berlin 2001, S. 183-221